

Ein ungeschickter Edelstein.

Von Gustav Berndt.

Mit hochrothem Kopf kam meine Frau aus der Küche herineingestürzt.

„Mein, Fritz, das geht so nicht länger, das bringt mich noch unter die Erde!“

Nun war mir von den verschiedenen unangenehmen Obliegenheiten, die das Leben einem Gatten und Familienvater auferlegt, die, einem unbotmäßigen Diensthofen den Kopf zurechtzulegen, von jeder eine der fatalsten gewesen, und speziell von unserem gegenwärtigen Mutterexemplar dienender Weiblichkeit wußte ich aus früheren trüben Erfahrungen, daß am Panzer ihrer spöttischen, mundebrüchigen Frechheit das kräftigste Donnerwetter ebenso wirkungslos abprallte wie freundliches Zureden.

Nach einigen schmerzlichen Betrachtungen über die Schledigkeit der modernen Diensthofen ging sie auf den Vorschlag ein; dem so dichterisch veranlagten Mädchen wurde gelinbig und eine Annonce erlassen bez. Inhalts, daß da und da ein tüchtiges, bescheidenes Mädchen, wömmöglich vom Lande, ge-sucht werde.

„Eine vom Lande, weißt Du,“ erläuterte meine Frau, „die ist doch nicht so anspruchsvoll wie diese vornehmen Stadtkräutlein, und das Dichten können sie hoffentlich auf dem Lande auch noch nicht.“

Das „Dichten“ schien meiner armen Frau ganz besonders auf die Nerven gefallen zu sein! Am nächsten Morgen, als wir noch beim Frühstück saßen, läutete es kurz und bestimmt an der Korridorhüre und eine Minute später ließ das Mädchen mit einem impertinenten Lächeln und den spöttischen Worten: „Das neue Mädchen!“ eine Erscheinung eintreten, die auf den ersten Blick wenig Bestechendes an sich hatte.

„Sie brauchen a tüchtigs Mädel?“ begann sie sofort, ohne erst unsere Anderte abzuwarten, die Konversation in einem resoluten Ton, „ich bin eins!“

Ich verzahnte mich hinter meine Zeitung, um den Ernst der Situation nicht durch ein unpassendes Lächeln zu gefährden.

„So-o-o!“ fiel meine Frau, indem sie das nach seiner eigenen Versicherung „tüchtige Mädchen“ musterte. „Sie sind vom Lande?“

„Schau so die Stadtkräutlein aus?“ erwiderte die Gefragte prompt, wohlgefällig an ihrem mehr als schmucklosen Kleid herab auf ihre plumpen Schuhe blickend, die mit bittern Regeln beschlagen waren. „Die da — sie nicht verächtlich mit dem Kopf nach dem Mädchen hinüber, das noch neugierig unter der Hür stand, um den Austritt zu verfolgen, die da ist net vom Land! So a Hierauff!“

Die also Apoptrophie zog sich schleunigst zurück; sie war nicht lustern nach weiteren Komplimenten.

„Sie waren schon im Dienst?“ jette meine Frau ihre Erkundigungen fort. „Schon in mehr als einem!“ Es klang stolz und verächtlich zugleich. „Die Herrschaften in der Stadt wissen mit em braven Deandl nit n ang'langen, die müssen solche g'schneidete Mädeaffen haben!“

Ich schielte über den Zeitungsrand zu ihr hinüber; sie trante eifrig in ihrer, wie es schien, unergründlich tiefen Reiertafsch herum und brachte endlich ihr Dienstabuch zum Vorschein.

„Da!“ Sie reichte es meiner Frau und als diese noch einen Augenblick ungeschlüssig zögerte, ließ sie sie ermunternd mit dem Ellbogen in die Seite: „Lesen S' nur! Lesen S' nur!“

Das schien zu stimmen, denn meine Frau nickte während der Lektüre mehrmals wohlgefällig vor sich hin, um mir zuletzt mit einem befriedigten Gesichtsausdruck das Buch zu übergeben. Ich überflog die Zeugnisse; sie hoben übereinstimmend die Aere und den großen Fleiß des Mädchens ganz besonders hervor. Daß daneben auch ihre Sittsamkeit noch lobend erwähnt war, hielt ich für ziemlich überflüssig, denn mit diesem Gesicht und dieser Gestalt, tugendhaft zu bleiben: die Aufsetzungen konnten unmöglich groß sein!

Meine Frau musterte wieder ungeschlüssig die kleine und dabei ziemlich schmähliche Gestalt.

„Sie scheinen etwas schwächlich zu sein?“ „Schwächlich? Ich bin kurzes, verächtliches Lachen. Dann trat sie dicht an die unvorsichtige Fragestellerin heran. „Kauf'n ma amal?“

Meine Frau prallte einen Schritt zurück — sie schien keine Lust zu haben, der freundlichen Einladung Folge zu leisten. Ich mußte mein Gesicht ganz leise belehrendem Ton wieder das tief hinter meiner Zeitung verbergen.

„Auf die Größ' kommt's net an!“ nahm die Kampflustige mit wohlwollend belehrendem Ton wieder das Wort; „daheim ham' a an'Wes'n a'habt, noch um an Kopf größer wie i, aber a faul's Luder is' g'wesen; hab't d'n eing'spannt hast mit der Kuh, hat er der Alles zieh'n lassen und is' daneben herpaziert wie a Baron, der auf o' Jagd geht.“

Dies Argument leuchtete meiner Frau offenbar ein, denn sie sagte nichts mehr über diesen Punkt. Dagegen ließ sie einem andern Bedenten Worte: „Können Sie trod'n's Brod essen?“

„Trod'n's Brod? Ich soll's schon meinen! Bei mir daheim wach'n die Butterbrod net auf die Baum! Wenn's mir a' troden is, brauch' i's in nur unter d' Wasserleitung a'hallen, nachher is' s' glei saftiger!“

„Haben Sie einen Anhang?“ erwiderte meine Frau weiter. „Ein Verhältnis, meine ich,“ setzte sie auf den verwunderten Blick des Mädchens erklärend hinzu.

„L' Liebchaft?“ Wieder das kurze, verächtliche Lachen. „Könn't ma g'ho's'n werden! Die Mannsbilder taugen alle mitanand nixen, das hat mit mei' Mutter selig tausendmal g'sagt.“

Ich verbeugte mich unwillkürlich ein wenig. Meine Frau warf mir einen kleinen bösbastigen Seitenblick zu, dann sagte sie schmunzelnd: „Sie scheinen ganz vernünftige Grundsätze zu haben. Ueberhaupt, ich wäre nicht abgeneigt.“

„Au also! Sie g'fallen mir aa ganz gut! Eben! Sie g'fallen mir aa ganz gut! Eben, gill's?“

„Was beanspruchen Sie denn für Lohn?“

„Auf mei' letzten Platz' hab' i' 15 Markten g'habt.“

Die Bescheidenheit dieser Ziffer machte meine Frau wieder stuhig; was konnte man um 15 Mark Gütes verlangen? Das Mädchen deutete das Börgern falsch.

„Wenn's Ihnen a' die 1 is, geben S' mer 10! Wegen 5 Mark werden wir uns doch net zertriegen?“

„Wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, gebe ich Ihnen 20 Mark im ersten Vierteljahr. Später lege ich zu.“

„Na also! Nachher sin' wir ja im Reinen! Oder noch net?“

Meine Frau zögerte noch. Wie sie mir nachher gestand, waren es die allzu „ländlichen“ Manieren und Lebensarten des Mädchens, was sie bedentlich machte.

Da stieß dieses sie wieder freundlich ermunternd in die Seite: „Nehmen S' mich nur! Ich werd' Ihnen schon recht sein! Wir können ihn aus mitanand! Wissen S', i' hab' sein Vater und sei' Mutter mehr und sonst kummert si' aa lei' Mensch um mich; i' muß gut thun unter die fremden Leut, ob i' mag oder net!“

Die Worte wurden mit so treuerzugerter Biederkeit gesprochen, daß meine Frau unterwarfnet wurde. Das Engagement wurde abgeschlossen. Aber als das Mädchen schon unter der Hürte war, stieg ihrer künftigen Gebieterin noch ein letztes Bedenten auf: „Hören Sie, Sie machen doch nicht eine Verze?“

„Hörsen? Wär' net bitter! Ganz Strümpf mach' i' Ihnen! Wie i' daheim noch die Schaf a'bit hab', hab' i' ja den ganzen Tag a'ftrickt!“

Meine Frau war beruhigt; nein, die dachtete nicht!

Als sie draußen war, saßen wir uns an und brachen dann gleichzeitig in ein fröhliches Lachen aus.

„Na, die ist offenbar noch nicht allzu schwer von Europas überländler Höflichkeit angetrunkelt“, rief ich aus. „Du wirst Deine liebe Noth haben, ihr ein bißchen Kultur beizubringen!“

„Ich verlange ja auch keine Aufstundsbame“, tröstete sich meine Frau; „sie ist treu und unverbodnen, das sieht man auf den ersten Blick, alles Andere findet sich.“

Alles gleich. Wenn i nur net verhungert.“

Bei der Genügsamkeit unserer bisherigen Diensthofen erschien mir diese Genügsamkeit als eine sehr werthvolle Eigenschaft. „Die reinste Perle!“ sagte ich.

Später ging meine Frau zu ihr in die Küche hinaus, um ihr eine Arbeit für den Nachmittag anzuweisen.

„Welles S' was?“ rief ihr die „Perle“ entgegen.

„Sie können dann die Fenster putzen. Nehmen Sie den Leiterstuhl da, da können Sie bequem hinauf.“

Ranni musterte mißtrauisch das bezeichnete Möbel.

„Den da? Dös bleib' sich do' gleich ob i auf den da steig' oder auf an andern?“

„Sie müssen ihn natürlich erst aufklappen.“

„Aufklappen?“ Sie lachte. Wie kann man denn an Stuhl aufklappen?“

Meine Frau zeigte es ihr. Kopf-schüttelnd sah Ranni zu.

„Spähia!“ gab sie dann ihr Urtheil ab. „Was es in der Stadt für narretes Zeug giebt!“

Bei der Gelegenheit bemerkte meine Frau, daß der Kaffee noch unklar auf dem Tisch stand.

„Warum trinten Sie denn nicht?“

„Der lauft wer net davon! Ich trinf' n Kaffee nur kalt — vom kalten Kaffee wird ma schön, wissen S'!“

Meine Frau meinte, daß das Schönheitsmittel in diesem Falle noch nicht recht angeschlagen habe; aber sie sagte natürlich nichts.

Nach einiger Zeit ging die Korridor-glocke. Ranni öffnete und wir hörten durch die Thür hindurch, daß es Besuch war.

„Geh' S' nur nei', da grad aus die Thür!“ rief ihnen das Mädchen zu, „s' is schon wer drin!“

Damit ging sie wieder in ihre Küche, die Damen sich selber überlassend. Wir eilten hinaus, um uns zu entschuldigen. Die Damen lachten, und des „Original“ gab einen willkommenen Gesprächsstoff.

Während, als sie die Lampe in mein Arbeitszimmer brachte, sagte ich ihr: „Bitte Sie meine Frau, mit dem Essen noch eine halbe Stunde zu warten; ich müßte erst noch einen Brief schreiben.“

Gleich darauf hörte ich, wie sie die Wohnzimmerthür öffnete und hinein-schrie: „Roch a halbe Stund warten mit'm Essen!“

Damit schloß sie die Thür wieder, eine weitere Motivierung hielt sie nicht für nöthig.

Später, als sie meiner Frau noch einen Schoppen Bier holen mußte, passierte ihr das Mißgeschick, daß sie das Glas an den Tisch stieß und den ganzen Inhalt ausgeschüttete.

„Die ungeschickt!“ entfuhr es meiner Frau. „Schad' mir!“ tröstete die Sündlerin. „Ich hol Ihnen a anbetes!“

Spaziergang länger von zu Hause fort, als es sonst meine Gewohnheit war. Beunruhigt fragte meine Frau das Mädchen, ob ich ihr vielleicht hinterlassen hätte, wo ich hinginge.

„Nein. Wo wird er sein? Im Wirthshaus natürlich! Die Mannsbilder müssen ja immer so dumms' Zeug machen!“

Im Frösching fragten wir sie, ob sie denn nicht wie andere Mädchen einmal zum Tanz gehen wolle.

„Tanz'n? Ich tanzen? Da haben S' aber die Part! Ich brauch' mir so Schuß a' n'ug! Und wegen die dalketen Mannsbilder!“

Sie war entschieden eine Männerfeindin! Aber auch sie sollte ihrem Geschick nicht entgehen. Lange Zeit waren wir sehr mit ihr zufrieden; sie verrichtete ihre Obliegenheiten musterhaft, war treu wie Gold und mit Allem zufrieden. Ihre beiden Manieren und Lebensarten, die ihr meine Frau vergeblich abzukleifen suchte, ärgerten uns zuweilen, weil öfter aber boten sie uns in ihrer Unmüchigkeit und Originalität Stoff zum Lachen — ihre Kernsprüche und Selbstbaten bildeten bald ein köstliches Thema unserer Unterhaltung. Da änderte sich Alles plötzlich, sie wurde nachlässig, mißmüthig und fing an, zu „lausen“.

Ich vermutete eine Liebchaft. Meine Frau sah eine Weile zu, dann stellte sie sie zur Rede.

„Ja, meinen S' denn, i' weiß selber net, daß i' a' faulls, abschleul's Ding worden bin?“ entgegnete sie mit großer Seelenruhe. „Und woher kommt's?“

Von der verlisteten Liebchaft! Ich hab's ja alleweil g'sagt. Aber was wollen S' machen? Die narreten Mannsbilder lassen uns ja sei' Ruß! Du müßt mit ihnen geh'n, magst wollen oder nei'!“

Einige Zeit nachher verlangte sie ihr Dienthut: „Ich will heirathen.“

„Heirathen?“

„Na ja, warum denn nei? Sie haben ja auch g'heirath'! Unereins will aa mal an G'p'ach haben! Und s' soll ja heutzutag nur noch zwei Mart — warum soll ma's net probieren?“

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Und damit sie nicht später einmal, wenn sie etwa finden sollte, daß „der G'p'ach mit zwei Mart doch zu theuer bezahlt sei, die Ausgabe bereuen möchte, legte ich ihr den Betrag bei ihrem Austritt noch extra auf ihren Lohn, was sie mit einem kurzen „Bergelt's Gott!“ quittirte.

Ob sie ihrem Mann auch so ein ungeschickter Edelstein geblieben ist, wie sie es uns war?

Allerlei Unwahrscheinlichkeiten.

Zum Beweis, daß auch die scheinbar unwahrscheinlichsten Ereignisse im Leben von Zeit zu Zeit wirklich vorkommen, führen wir den Lesern einige besonders hervorragende Fälle dieser Art vor Augen. Es ist schwer sich vorzustellen, wie jemand als sein eigener Mörder festgenommen werden kann. Und doch ist dieses fatale Mißverständnis vor einigen Jahren dem Klaviers Virtuosen Arthur Friedheim zugefallen. Er konnte nämlich den zu einer Reise in's Ausland nöthigen Paß trotz aller Bemühungen nicht erlangen und soß sich daher genöthigt, Petersburg ohne jenes Dokument zu verlassen. An der Grenze angelangt, wollte er dieselbe nächstherwölle auf einem Seilchleife passiren, wurde aber angehalten und vor den Polizeimeister der nächsten Stadt gebracht. Dieser musterte ihn und seine Habslichkeiten und erklärte sodann mit aller Bestimmtheit, der Gefangene sei ein Böfewicht, der den Klavier - Virtuosen Friedheim erschlagen und sich seines Gepäcks bemächtigt habe. Der Beschuldigte protestirte, aber es hätte ihm wenig genügt, wenn nicht die musikverständige Tochter des Polizei - Generrathen auf den Gedanken gekommen wäre, der Arrestant könne durch sein Klavierspiel beweisen, ob er wirklich der Virtuose Friedheim sei. Der Beamte ging darauf ein, und nun gab der Künstler in Gegenwart verschiedener Musikverständiger durch den Vortrag mehrerer Efferstüde solche Proben seines Talentes, daß er als Friedheim anerkannt, und der Verdacht, sich selbst umgebracht zu haben und dann mit seinen Sachen durchgedrungen zu sein, von ihm genommen wurde.

Ein seltener Fall ist es auch, wenn jemand nach beinahe einem halben Jahrhundert in einer Stadt wieder denselben Gasthof und das gleiche Zimmer bewohnt, wie früher. Dies ist einst dem General-Feldmarschall Grafen v. Moltke begegnet. Er schreibt unterm 15. August 1880 aus Gastein: „Wir fliegen in Wien im Hotel Runkel ab und da traf ich es selbst, daß ich nicht nur in demselben Gasthofe, sondern auch in demselben Zimmer wohnte, wo ich vor vierzig Jahren bei meiner Rückkehr aus der Türkei sechs Wochen am Donau - Fieber krank gelegen hatte.“

In den Hotels hat sich überhaupt schon manches unwahrscheinliche Ereigniß abgepielt. In San Remo zum Beispiel wurde der einiger Zeit ein Reisender gegen Mitternacht plötzlich durch ein Geräusch aus dem Schlafe geweckt und sah, sich aufrichtend, zwei Männer im Zimmer, die einen Sarg trugen. „Was mößt ihr hier?“ schrie der Lebectraute. „Ich habe durch's teine Luft, mich begraben zu lassen.“

„Darum denn?“ antwortete einer der Sargträger phlegmatisch, „der andere hat den Freunden, sich zu beruhigen. Dann öffneten beide einen

Wandschrank, entnommen demselben den Leichnam eines Mannes, legten ihn in den Sarg und verließen mit diesem das Zimmer. Natürlich forberte der Reisende alsbald Aufklärung und da vernahm er, Tags vorher sei in demselben Orte, worin er geruht, ein Fremder gestorben und vom Wirth, der das Zimmer so gleich weiter vermieteten wollte, einstweilen im Wandschrank beponirt worden.

Ein jedenfalls auch nicht häufig vorkommendes, aber für ihn sehr glückliches Erlebnis hatte unlängst in Paris der Sänger Louis Ullmann. Derselbe begleitete in einem kleinen Gasthause seine Vorträge mit einer von seinem Onkel ererbten Gitarre. Ein Gast fing mit ihm Streit an, der mit einer blutigen Schlägerei endete. Der Sänger Ullmann's entriß ihm die Gitarre und schlug sie auf dem Rücken des Eigenthümers in Stücke. Die Raufbolde wurden zur Polizei gebracht, wo der Polizeibeamte Dreisch, derselbe, der Rabachol verhaftet hat, das verdroschene Instrument untersuchte. Ullmann fiel aus diesem ein Badet. Dreisch öffnete es und fand darin 12,000 Franc! Die Freude des armen Musikanten war grenzenlos. Gerührt reichte er seinem Gegner die Hand und sagte: „Ich verzehre Ihnen und schenke Ihnen zweihundert Francen, denn ohne Ihre Prügel hätte ich niemals diesen Schatz gefunden.“

Ein gewiß seltenes und sehr hübsches Jagdabenteuer hat sich jüngst in Rußland ereignet. Im Inneren des Landes stießen einige Bauern zufällig auf einen Wären, und ihr Schreden darüber war so groß, daß sie alle zusammen laut aufschrien. Darüber aber erstarrt nun der Wäre seinerseits und trabe eiligt dem nahen Fluße zu. Das machte den Bauern Muth. Sie setzten dem Wären nach, und als derselbe in's Wasser sprang, bestiegen sie ein Floß und ruberten tapfer auf den Flüchling los. Als der Wäre das Floß herankommen sah, machte er kehrt, ging zur Attade über, worauf die Bauern vor Angst in's Wasser fielen. Der Wäre erleichterte das Floß und ließ sich auf demselben gemächlich flüßabwärts treiben, indeß die Bauern Mühe hatten, schwimmend das Ufer zu erreichen.

In sehr unangenehmer Weise hat es vor kurzem der dicke Müller B. aus Fr. in Baden am eigenen Leibe erfahren, daß auch das Unwahrscheinlichste unermuthet eintreten kann. Der Mann war auf einer Hochzeit gewesen und hatte dort so tapfer gezecht, daß sein ohnehin riesiges Körpergewicht noch um einige Pilo zunahm. Mindestens 2½ Centner schwer, setzte er sich in seinen geschlossenen Wagen und trat die Heimfahrt an. Bald war er sanft eingeschlafen, und auch der Kutscher auf dem Bod sank in süße Träume. Da plötzlich brach der Boden des Wagens durch, der dicke Müller kam auf seine Füße zu stehen und mußte jetzt wohl oder übel in seinem Wagen heimlaufen, da es ihm nicht möglich war, sich aus demselben zu befreien, und der Kutscher zu erwecken war. Zum Glück fanden die Pferde den Heimweg allein und man kam Nachts 2 Uhr gut an. Der Müller soll aber jetzt um einige Kilogramm leichter gewesen sein.

Ein merkwürdiges Duell.

Zur Zeit Franz des Ersten und Heinrich des Zweiten von Frankreich waren die Zweikämpfe gesetzlich erlaubt und wurden öffentlich vor vielen Zugen gehalten, zuweilen mit Turm-gepränge in Gegenwart des Königs und des gesammten Hofstaats.

Zum Austragen dieser Forderungen wurden ausschließlich Kaufdegen angewandt; häufig war man aber damit noch nicht zufrieden, sondern verschärfte den Kampf noch durch den Gebrauch von Dolchen. Ferner war es in diesen Fällen üblich, daß nicht nur die Duellanten ihre Streitigkeit so blutig ausfochten, sondern auch ihre als Sekundanten fungirenden Freunde namen selbst Antheil am Kampfe und schlugen sich auf Leben und Tod mit den gegnerischen Sekundanten, obgleich gar kein Streithandel zwischen ihnen vorlag. Dadurch entstanden oft förmliche Schlachten, in welchen vier gegen vier, zwölf und sechzehn gegen sechzehn sochten, mit dem Degen in der rechten Hand und dem Dolche in der linken Hand.

Die Duellförlichkeiten waren außerordentlich genau geregelt. Sehr streng wurde vor Allem darauf gesehen, daß beide Parteien möglichst gleichartige Waffen führten, also gleich lange Degen und Dolche. Aber auch noch in mancher anderen Hinsicht suchte man die Ausschichten der Streitenden für den bevorstehenden Waffengang so gleichartig als nur irgend möglich zu gestalten.

Einen besonders in die Augen fallenden Beweis hierfür bietet uns ein Duell welches um die Mitte des 116. Jahrhunderts zwischen zwei Schwestern stattfand, die sich gegenseitig schwer beleidigt hatten. Es stand deshalb ein sehr erster Kampf in Aussicht. Der eine der Herren hatte fünfundsanzwanzig Jahre zuvor in der Schlacht bei Ravia das rechte Auge eingebüßt und der andere in derselben Schlacht den linken Arm. Da verursachte es also große Schwierigkeiten, die beiden Kämpfer möglichst gleich wehrhaft zu machen. Der Einzige, der verlangte sich ernstlich, daß sein Gegner zuvor seinen rechten Arm abgeben sollte, um den linken Arm zu ersetzen. Der Einzige, der widersetzte sich diesem Begehren mit dem zutreffenden Bemerkten, er seinerseits würde in solchen Falle darauf bestehen müssen, daß zu-

vor der Einzige sich den linken Arm amputiren lasse, was dieser aber wieder nicht wollte. Ein Ehrenrath der erfahrensten Duellverständigen trat zusammen, um über diese feine Angelegenheit zu berathen. Nach vielem Ermühen entschied derselbe, daß bei dem Duell der Einarmige sich das rechte Auge mit einem großen schwarzen Pflaster zu bedecken habe, der Einzige aber müsse seinen linken Arm unter feinem Wammis schieben und ihn da festbinden lassen. Damit waren beide denn auch einverstanden.

Unter genauer Erfüllung dieser Bedingungen fand dann das Duell statt, und zwar in Gegenwart des Königs Heinrich und vieler Höflinge, welche alle sehr gespannt auf den Ausgang des interessanten Zweikampfes waren. Die Partanten fochten lange miteinander mit gleicher Tapferkeit und brachten sich schwere Verletzungen bei, bis schließlich beide kampfunfähig waren, und das Duell als unentschieden abgebrochen werden mußte. In Erinnerung an ihre lange Waffendürberrichtung standen sie indeß von einer Fortsetzung des Streites ab, da der Ehre genug geschehen sei, sie verjöhnten sich und blieben bis an ihr Lebensende gute Freunde.

Faeng de siecle.

Fortschritts-Gefang von innen alten Leiba'ger.

Mel.: Denkst du daran — oder: Das is in Leven häßlich eingericht — Schon 98 schreim mer nu? — Weef-tneppen, De Zeit ridt wi'e'n geeder Wijk von Fied! — Zwoe Jährchen noch, dann is doch 's leke Häppchen Von unsern Kraft- un' Sarr-Jähr-hundert weg! — Will ich nich' ganz in Hintertreffen bleiwen (Der ich so gerne vorneey doch bin), : : Naß fix ich anderich denken, dißden, schreimen, Gutz, ich muß schleimigt „faeng de siecle“ sin. : :

Garlinden, schbede Schillern 'mai ia Ofen Un' brenne's Feiter mit dem Shale-speare an! Ich will mir Friedrich Nietzsche's Werte loosen Un' Jbsen, Dehmel, Schlaf un' Buzer-mann. Mei ganzer Mensch siechlich müchsig sich geboren, Modern bin ich von Gopp zur Kleener Jeh' : : Hoch schrebt mei' Schnorrdratt rechts un' links nach einen, Hoch krämpelt sich de Hofe in de Heeh' : :

Un' nu', mei' Schag, reiß' de Dabellen runder! Ich will se bloß noch dollgepropp't von Stiel. Schaff' uf 'en Boden unsern Meerwel-Plumber! Mei' Sofa is x weech mit fier'sch Gefiehl.

Un' Lenbach's Frans, der soll mich borrhäbren, Doch mit an' Hintergrund, der fast'zer gleicht; : : Ich werde Klingersch' Magen inquirieren, Woher daß der sei Tschitschri-Orien bezieht. : :

Un heersche, Garolinden, alle Dage Weed' frich mich mit Wallstern-Hob-doh! Un, red' ich manchmal Woban's Ged-berpache, So schduke nich, den! nich, ich weere roh! Doch unser Haus, das winisch' ich aus-geschabben, Daß mer sich b'r'm wie in Gemauds-haus sieht; : : Noch heide goof' ich mir an' Audo-madden, Der de be reinde-Symphonie schbielt. : :

Doch tret' ich schleimigt aus en Alben-klube Un schimpfe lebhaft uf de Sädsche Schweiz, Selbst Schlandinassen wärd mir näch-stens Schmaube, Bloß Ki-a-o-schau hat fier mich noch Reiz. Ich treibe schtramm 's Felocibed-Ge-trede, Ich schtrampe Fußball wie nich recht gescheldt — Un so marschir' ich vorne an der Debe

Don un'rer schdolgen „Fäng-besele-zeit. : :

Vorfrübling.

Nicht wenn die Welt in Blüten steht, Die Maienjonne schon uns blendet, Des Frühlings voller Hauch rings weht Und Blum' an Blum' die Erde spen-det — Nicht dann, wenn Alle dich beüngen, O schöne Welt, soll mein Lied stünge!

Rein! Wenn der Winter tau'n ent-schwand, Sich eben löst des Eises Spieg'el, Ein scharfer Schauer weht in s' Land, Red' lüftend neuen Werdens Segel — Da folg' ich jauchzend seinen Schu-ten ... Des Schönen Schönstes ist's — es abnen! Peter Citius.